

Systemtransformationen veranschaulicht. So wird der Versuch unternommen, abzubilden, wie die Gegenwart historisch geworden ist, ohne den Anspruch verfolgen zu können, komplexe Geschichte abzubilden.⁶ Es wird im Verlauf der Arbeit nachzuvollziehen sein, dass »uneingelöste Zukunftshoffnungen aus vergangenen Zeiten plötzlich und unerwartet handlungsleitend und geschichtsmächtig werden können« (Welzer 2001: 12).

Um mich nun dem Wissen der DDR-sozialisierten Sprecher*innen zu nähern, möchte ich meine Aufmerksamkeit zunächst darauf lenken, woran sich die Menschen genau erinnern und was sie bewegt, wenn sie von Ungerechtigkeiten, ihren »Demütigungen und Kränkungen« (Köpping 2018: 16) in Verbindung mit der Wiedervereinigung sprechen. Um die Sprache von Doris Jung zu bemühen, werde ich mich nun dem zuwenden, »was die Menschen in ihrer Wut und dem Hass alles drin haben«.

4.1 »VERSPROCHEN«

Hoffnungen auf ›blühende Landschaften‹

Also erstens mal, stell dir vor, es ist das Jahr 1989, der Zaun geht auf und auf einmal kannst du dir alles kaufen, kannst überall hinreisen, du kannst jedem Politiker sagen, dass er ein Arschloch ist. Das sind ja alles Sachen gewesen, die für uns [aus der ehemaligen DDR] fremd waren (Pause) und eigentlich kannst du gar nichts von dem. Eigentlich. Und weißt du, warum? Das haben aber die Leute zu spät erkannt, das Geld hat gefehlt. Die Leute konnten nie dort, die konnten zwar mal rüberfahren, die sind mal nach München gefahren, die sind auch mal nach Dänemark, aber diese große Freiheit, Amerika, das konnten sie sich dann doch nie alle leisten, oder nur ganz wenige. [...] Oder, dass der Ossi dann auch die Schulbank gedrückt hat und gesagt hat: »Ich kann jetzt hier auch die Firma übernehmen.« Da haben die Wessis gesagt: »Nöööö«, da haben sie lieber den Schwager aus dem Westen rangekarrt, der die Führungsposition eingenommen hat. (Pause) Des Weiteren haben sie viele, viele Unternehmen hier als Zweigstellen aufgemacht und die Treuhand ist, sagen wir mal, der Haupttäter an der ganzen Geschichte. Und das bedeutet natürlich im Klartext, dann wenn Leute abgebaut werden mussten, dann haben sie erst mal die im Osten rausgewippt, weil Zweigstelle geschlossen, Hauptwerk in Ulm, München, Stuttgart lief es ja weiter. Bedeutet, dass die Wessis schon damals, sagen wir mal, eigentlich nie wirklich einen Bezug zu uns hatten. Denen war es, auf Deutsch gesagt, scheißegal. [...] [D]as war nie die deutsch-deutsche Freundschaft oder die Bruderschaft,

6 Im Rahmen dieses Kapitels werden selbstverständlich keine abschließenden Verstehensperspektiven für als rassistisch zu bewertende Tendenzen im Kontext ›Ostdeutschland‹ entwickelt. Nicht nur »[i]n Ostdeutschland wirken Traditionen und Diskurse fort, die nie gebrochen wurden, durch keine Aufarbeitung der Vergangenheit, und die vor allem länger wirken als erst seit 1949 oder gar erst seit 1990« (Kowalcuk 2019: 223). Inwieweit Faschismus, Antisemitismus und national(sozial)istisches, illiberales Gedankengut im DDR-Staat (nicht) aufgearbeitet wurden – die mit ihnen ebenso bedeutsame Aspekte zum Verstehen des Phänomens eines verstärkten Ausschlusses beitragen –, wird hier nicht beantwortet (hierzu vgl. z.B. Waibel 2014; Langer 1991; Langner 2020; Springer 2017). Eine Analyse sämtlicher Diskursräume, in denen Gesellschaften bis heute gefangen sind, kann im Rahmen dieser Arbeit nicht geleistet werden. Vielmehr zeichne ich nachfolgend – ausgehend vom Phänomen der Wende-Erinnerung – relevante Argumentationsstränge nach, die Ablehnung und Ausschluss geflüchteter Menschen in der vorgefundenen Situation besser verstehen helfen.

so wie der dumme Ossi das gesehen hat. »Ach, jetzt sind wir mit unseren Brüdern und Schwestern wieder vereint.« Sondern das war knallhart, es ging ums Geld.

Andreas Richter, Altenpflegefachkraft, 58 Jahre

In jenes, »was die Menschen in ihrer Wut und dem Hass alles drin haben« – in ihr »unterworfen[s] Wissen« (Foucault 2016: 21) –, liefern die Ausführungen von Andreas Richter lohnende Einblicke. In der Rückschau auf die Wiedervereinigung und ihre Folgejahre erinnert sich (nicht nur) Andreas Richter an Enttäuschungen und eine nicht vollumfängliche Erfüllung der gehegten Hoffnungen. An die Stelle einer Vision von Wohlstand, Freiheit, neuen Möglichkeiten (»der Zaun geht auf«) und einer ›familiären‹ gesamtdeutschen Solidarität traten, so die retrospektive Wahrnehmung, eine – nüchterne, pragmatische, strategische – wirtschaftliche Ausbeutung oder Benutzung des Ostens für ›westdeutsche‹ Interessen (Profit und Konkurrenzminimierung) und damit die Konservierung westlicher Machtpositionen. Dieser Situation, so deutet Andreas Richter an, fühlten sich manche Ostdeutsche regelrecht ausgesetzt und positionierten sich in der Folge als emotionale und auf ›Familienbande‹ setzende Verlierer*innen ohne Handlungsmacht und Strategie (»dumme Ossi[s]«; z.B. langfristiges Ausscheiden und Ausschließen aus der Betriebsleitung). Freiheit und Möglichkeiten schienen zudem mit der Wiedervereinigung mehr denn je an »Geld« gebunden; eine Voraussetzung, für deren Erfüllung sich viele ehemalige DDR-Bürger*innen systembedingt nach der Wende in einer ungleichen Position wiederfanden und in der sie, so die Wahrnehmung, auch in den Nachwendejahren gehalten werden sollten. Familiäre Bande zwischen »Brüdern und Schwestern« – Einschluss in ein gesamtdeutsches Kollektiv: ein neues ›Wir‹ – hatte man sich, die Auswirkungen unterbrochener gesellschaftssystembezogener Kontinuitäten verkennend, anders vorgestellt:

Der Westen hat damals gesagt: »Es wird alles schön.« Ich hör den Bundeskanzler Kohl noch auf dem Obermarkt sprechen: »Wir werden bei euch blühende Landschaften schaffen.« Und der hat das so vehement, das war ein richtiger Charismatischer, der war ja auch zwei Meter groß, hat der die blühenden Landschaften VERSPROCHEN, die dann darin gipfelten, dass erst mal 80 % oder 70 % aller Ostdeutschen der Job weggenommen wurde. Andreas Richter

Auf das Wunschbild »blühender Landschaften«, das weite Teile der ostdeutschen Bevölkerung imaginierten und das ihnen – in der retrospektiven Wahrnehmung uneingelöst – ›versprochen‹ wurde, das oft sehn suchtvoll erwartete ›Westpaket‹ oder die Vorstellung, in den westlichen Schaufenstern endlich leben zu dürfen, trafen die Massenarbeitslosigkeit und die kollektive Enttäuschung. Helmut Kohls öffentlichkeitswirksam »geäußerte Zuversicht, es würde niemandem schlechter gehen als zuvor und überall würden ›blühende Landschaften‹ entstehen, entsprach exakt den Vorstellungen der allermeisten Menschen im Osten, die sie am 18. März 1990 ihre Wahlentscheidung treffen ließen«, unterstreicht der Historiker Ilko-Sascha Kowalcuk (2019: 62). Die Zuversicht auf neue Möglichkeiten in einem geeinten Deutschland trieb die Menschen an: »Von denen man jetzt nicht genau wusste, was es für Möglichkeiten waren, aber es versprach halt mehr Möglichkeiten«, erinnert sich auch die Pflegedienstleiterin Manuela Vierstück.

Die Bilanz erwies sich bereits wenige Jahre nach der Wende für viele Ostdeutsche als ernüchternd: Was war an die Stelle des Westens als »Ort der Sehnsucht, als ein Gegenwartsversprechen wie aus dem Werbeprospekt« (Kowalcuk 2019: 106) getreten? Der Verlust des Kollektivs – so wird nachfolgend aufgezeigt –, existenzielle Unsicherheiten und Arbeitslosigkeit in besonderem Ausmaß.

In diesen Transformationserfahrungen gilt die Treuhandanstalt bzw. deren Politik und Praxis bis heute als negativer ›Gründungsmythos‹ Ostdeutschlands, als Sündenbock und ›Hauptäter‹ für jene unvorteilhafte Gemengelage in den Nachwendejahren (siehe auch Kowalcuk 2019: 53–54) – vielleicht gerade auch um »die Härte des Transformationsprozesses allein auf vermeintlich externe Einflüsse zurückzuführen und eigene Verantwortungen zu verleugnen« (Interview mit Patrice Poutrus in Kahane/Bechtle/Balzer 2019).⁷ Obschon das Streben nach der Wiedervereinigung sowie deren Vollzug von vielen Ostdeutschen bis heute als berechtigt, sinnhaft und erlösend wahrgenommen werden – »89 war gut, kann man nie anders sagen, [...] endlich ist Deutschland wieder vereint«, resümiert Doris Jung –, hat sich über die Zeit ein differenzierterer Blick auf die Wiedervereinigung und ihre überfordernde Erbarmungslosigkeit eingestellt:

Ich kann ja jetzt im Nachgang nie sagen, dass [die Wende] schlecht gewesen ist, aber man hätte es vielleicht besser machen können, weeste? [...] Wobei ich ja sagen muss, ich hab auch zu denen gehört, die damals auf der Straße gerufen haben: »D-Mark her!«, das war falsch im Nachgang, wir hätten sollen ruhig fünf, sechs Jahre, das noch einmal so nebenher laufen lassen. Dann wäre das Trauma nie ganz so groß geworden. Es gab ja damals auch neu aufstrebende Politiker vom Neuen Forum, [...] die haben das halt kommen sehen, [...] die haben alle gesagt, legt jetzt mal den Rückwärtsgang ein, [...]. Das war halt so der Fehler der Geschichte, der so passiert ist, [...] in Ostdeutschland sind ja von den 17 Millionen Menschen sind ja von heute auf morgen ungefähr sechs Millionen sofort arbeitslos geworden, SOFORT, stell dir mal das vor. Andreas Richter

Einstige Glücksgefühle in Verbindung mit dem Fall der Mauer im Jahr 1989 erfuhren in den Folgejahren also nicht unerhebliche Erschütterungen. So spricht Andreas Richter, der selbst von einer Nachwende-Arbeitslosigkeit verschont blieb, stellvertretend für die

7 Die Akteur*innen der ›Treuhandanstalt‹ – die »geldgierige[n] Kapitalisten-Wessi[s]« (Doris Jung) – sind in ostdeutschen Narrativen bis heute als unlautere Unterdrücker*innen verrufen. Kompetenz und Wissen für das eingeführte kapitalistische System, in das es sich seit 1990 einzugliedern galt, sahen sich ostdeutsche Bevölkerungsteile mehrheitlich abgesprochen und das von Menschen, denen sie selbst keine Kompetenz zusprachen. Im ostdeutschen Diskurs hat sich so für ehemalige ›Westdeutsche‹, die nach 1990 in den ostdeutschen Bundesländern ihre Karriere entfalteten, der Topos von der ›dritten, vierten Garnitur‹ (Doris Jung, Isolde Kahlbach) etabliert – eine Metaphorik, die zynisch von einer Unfähigkeit bzw. von einem Dilettantismus dieser Menschen erzählt. Die Entscheidung, sich im ›abgehängenen‹ Osten niederzulassen, wird so interpretiert, dass die betreffenden Personen in Westdeutschland beruflich schlechter integriert waren. So erfuhren ein kollektives Ungerechtigkeitsgefühl in Ostdeutschland und die Wahrnehmung, *Lebensleistung aberkannt bekommen zu haben*, wie es oft heißt, einmal mehr Nahrung: Wie konnte es dazu kommen, dass man sich das neue System von Menschen erklären lassen musste, die offenkundig mehr durch eine plötzlich aufkommende Gelegenheit als fachliche Kompetenz in diese Position gelangt waren und wie konnten sie noch dazu über eine derartige Macht über die Berufsbiografien der *eigentlich* etablierten Bevölkerung verfügen?

›ostdeutsche Gesellschaft‹ metaphorisch von einem »*Trauma*«, das den Kollektivkörper heimsuchte und das hier als ›Cultural Trauma‹ (Alexander et al. 2004)⁸, d.h. als gesellschaftlich konstruiert bzw. vermittelt, verstanden werden kann (Alexander 2004: 2). Der drastische Anstieg der Arbeitslosigkeit – der auch vor dem Hintergrund einer eigens unterschätzten und zu rapiden Systemangleichung interpretiert wird – und Brüche in den Erwerbsbiografien, die man aus einem Staat mit proklamierter und gelebter ›Vollbeschäftigung‹ nicht kannte, bilden zentrale Bedingungen dieses kollektiven Traumatisierungserlebens. Ein retrospektives Erleben, das sich genau dann gesamtgesellschaftlich manifestieren konnte, als die Menschen begannen, über ihre Erfahrungen zu sprechen, Diagnosen und Mythen zu konstruieren, ›Bösewichte‹ zu identifizierten und sich über die Wahrnehmung von Ähnlichkeiten einer gemeinsamen Notlage, eines sozialen Schmerzes bewusst wurden und das ›Kollektive‹ schufen (Sztompka 2004: 160). Ein Erleben, das sich umso mehr ausprägen konnte, als sich die Menschen post 2015 daranmachten, ein Vergangenes, ein altes Selbstverständnis neu in Wert zusetzen.

Aber auch die »Zahlen sprechen für sich: 1989 wies die DDR 9,7 Millionen Beschäftigte auf, Ende 1993 waren es noch 6,2 Millionen: Ein Drittel der erwerbstätigen Ostdeutschen war betroffen. Selbst wenn man Flüchtlinge, Übersiedler und ab 1990 Pendler sowie Arbeitsmarktmigranten abzieht, bleibt ein Millionenheer, das Opfer des Arbeitsplatzabbaus im Osten wurde«, hebt Kowalcuk (2019: 54) hervor. Dabei war keine Gruppe so stark von der Arbeitslosigkeit betroffen wie die der Arbeiter*innen, von denen die Arbeiterinnen den größeren ›Verlierer*innen-Kreis bildeten (Kowalcuk 2021: 33). So verwundert es nicht, dass keine*r meiner DDR-sozialisierten Gesprächspartner*innen im wiedervereinigten Deutschland den erlernten Beruf fortführen konnte. Auch die 56-jährige Pflegedienstleiterin Silvia Meyer berichtet, dass es mit der Wende »natürlich« mit der einstigen Berufslaufbahn vorbei gewesen sei, womit sie ein allgemein geteiltes, lokales Wissen in der Post-DDR-Gesellschaft ankündigt und auf eine im Osten gemeinsam geteilte Erfahrung verweist. Langjährige Schwierigkeiten, sich beruflich neu zu finden, zu integrieren und einen dauerhaften, zufriedenstellen Platz im Erwerbsleben einzunehmen, waren die Folge. Ein ehemals eingerichteter Platz im Arbeitskollektiv musste unter der ›Grammatik‹ des neuen gesellschaftspolitischen und wirtschaftlichen Systems erst

8 »Cultural trauma occurs when members of a collectivity feel they have been subjected to a horrendous event that leaves indelible marks upon their group consciousness, marking their memories forever and changing their future identity in fundamental and irrevocable ways« (Alexander 2004: 1). Daran anschließend identifiziert Piotr Sztompka bestimmte Ereignisse wie den Zusammenbruch politischer und ökonomischer Regime, Massenarbeitslosigkeit und rapide soziale Wandlungsprozesse als potenzielle Auslöser für Traumatisierungen in diesem Sinne und so auch und gerade als »triggering factors« in postkommunistischer Transformation (Sztompka 2004: 164; siehe auch Smelser 2004: 35). Auch wenn solchen Formen kollektiver ›Traumata‹ keine medizinische Diagnose vorgeschaltet ist, handelt es sich dennoch um bemerkenswerte Repräsentationen, die unter sozialen und kulturellen Rahmenbedingungen hergestellt werden und die gehört werden sollten (Assmann 2018: 156). Denn kein ›Trauma‹ interpretiert sich selbst, [...] dies geschieht notwendig im Kontext von Diskursrahmen [...] Was ein Trauma für die unmittelbar betroffenen Opfer war, war noch lange keines für die Gesellschaft, in die diese Opfer zurückkehrten« (ebd.: 157).

wieder erarbeitet werden. So weisen beispielsweise die Berufsbiografien von Altenpflegefachkraft Doris Jung (geboren 1956) und der Pflegedienstleitung Silvia Meyer (geboren 1963) erhebliche Parallelen auf und erzählen von einer mit dem Jahr 1990 einsetzenden beruflichen Odyssee.⁹ Beide Sprecher*innen betraten erst mit dem Ende der Ausbildung zur »Krankenschwester« bzw. zur Altenpflegefachkraft im Jahr 2006, 16 Jahre nach der Wiedervereinigung, ein für sie als sicher eingestuftes Arbeitsfeld mit Perspektive und Qualifikation, in dem sie bis zum heutigen Tag beschäftigt sind und sich beruflich als »angekommen« beschreiben.¹⁰

Eine zumindest so empfundene und nunmehr wehmütig betrachtete berufliche und damit auch existentielle soziale Sicherheit, die Gewähr einer Beschäftigung, gehörte im ›Arbeiter- und Bauernstaat‹ zum Leben dazu und wurde, so betrachten es die Menschen heute, unwissend an die Möglichkeiten und den (unvollständigen) Wohlstand, aber eben auch an die Unsicherheiten des Kapitalismus verkauft: »Diese Sicherheit war weg, ne? Man wurde ja trotzdem, wenn man arbeiten gehen wollte in der DDR immer wieder aufgefangen [...] [, nach der Wende] musste [man] mehr um das Überleben kämpfen, selbst mehr Initiative zeigen, selbst das Leben in die Hand nehmen«, erinnert sich Silvia Meyer. Ängste, sozial abzusteigen oder Deklassierung zu erfahren, waren im Lebensalltag der Menschen randständig (Vogel 1999: 30). Auf diesen Grundlagen bildeten sich materielle und soziokulturelle Egalitätsvorstellungen heraus, »die mit einem sehr ausgeprägten Sensorium für Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit« (ebd.: 31) – zumindest gegenüber ›westdeutschen‹ Bevölkerungsanteilen – einhergingen und gehen.¹¹

⁹ Doris Jung studierte und arbeitete zu DDR-Zeiten in der Forstwirtschaft. Mit der Wende kam es zu wiederholten Arbeitslosigkeitsphasen, der Übernahme von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, einer Umschulung zur und Arbeit als ›Fachkraft für Immobilienwirtschaft‹ sowie Zuverdienstätigkeiten als Taxifahrerin. Silvia Meyer absolvierte zu DDR-Zeiten eine Ausbildung zur Zierpflanzen-gärtnerin und schulte nach 1990 einem Angebot des Arbeitsamtes nachkommend zur Hotelfachfrau um, da sie – wie sie interpretiert – in nun privatisierten Gärtnerien keine Anstellung mehr finden würde. Später absolvierte sie in der Folge ihrer Ablehnung der Umschulungstätigkeit eine Weiterbildung zur Floristin. Bevor sie im Jahr 2003 begann, Gesundheits- und Krankenpflegerin zu lernen, versuchte sie sich zusätzlich einige Jahre in der Selbstständigkeit. Hierzu sei ergänzt, dass manche Pflegehelfer*innen, mit denen ich im Gespräch war, nach der Wende keine Tätigkeit mehr mit Fachkraftqualifikation ausgeübt haben. Erst der Quereinstieg in die Pflege hat ihnen mit der Zeit eine – wenn auch prekäre – Arbeitsalternative mit Perspektive geboten.

¹⁰ Hierzu bietet es sich in weiterführenden Untersuchungen an, zu prüfen, in welchem Ausmaß arbeitssuchende Frauen in Ostdeutschland für die wachsenden Fachkräftebedarfe der Alten- und Krankenpflege in den 2000er-Jahren instrumentalisiert werden konnten und wurden.

¹¹ Auch Studien zum Zufriedenheitsgefühl in Ost- und Westdeutschland (etwa Lebens- und Demokratiezufriedenheit) verweisen 27 Jahre nach der Wende noch auf einen unzufriedeneren Osten (Belok/Faus 2017). Ebenso zeigen AfD-Wähler*innen – im Vergleich zu den Wähler*innen anderer Parteien – ein deutlich höheres Unzufriedenheitsniveau (Decker 2022). So schlussfolgern Schneickert, Delhey und Steckermeier auf Grundlage einer Datenanalyse des Sozioökonomischen Panels aus dem Jahr 2016 zu individuellem Wert- und Gatingschätzungserleben in Deutschland, dass »historische Transformationserfahrungen, Unterschiede in der Sozialisation oder kollektive Deprivationsempfindungen« (Schneickert/Delhey/Stecker-meier 2019: 615) berücksichtigt werden müssen, um die bestehenden Differenzen in der Lebens- und Demokratiezufriedenheit zwischen Ost- und Westdeutschland zu erklären.

Die Konsequenzen, die sich sodann für die Menschen durch den als *radikal* erlebten Umbruch berufsbiografisch ergaben, sind mittlerweile tief in ein »ostdeutsches Gedächtnis eingeschrieben und haben sich als individuell und kollektiv erinnerte bzw. erlebte Erfahrungen verfestigt. Die Verdrängung aus dem Erwerbsleben ist für viele bis heute »die zentrale Schlüsselerfahrung der ›Wende‹« (Vogel 1999: 10), Sinnbild des Umbruchs, der Unsicherheit und als »beängstigende[...] Massenerfahrung« (Behr 2017: 31) schmerzlich im Gedächtnis geblieben. Die »alte« Lebensrealität stand über Nacht in einem ausgesprochenen Kontrast zur Nachwendeerfahrung, in der sich die Menschen in der Organisation ihres Arbeits- und Privatlebens deutlich mehr auf sich selbst zurückgeworfen erlebten.

Es sind diese erwerbsbiografischen Einbrüche post 1990, die wesentlich die von Andreas Richter zuvor bemühte »*Trauma*«-Metaphorik mit Leben füllen und die im ostdeutschen »Masternarrativ« (Alexander 2004: 12), »Lebensleistung aberkannt bekommen zu haben«, zusammenfließen. Mit der empfundenen Aberkennung und schamlosen Ausnutzung eines Wissens- und Machtdefizits (über das kapitalistische System) verstehen sich die hier sprechenden Ostdeutschen zugleich in einer untergeordneten und abgewerteten – beinahe handlungsunfähigen – Diskursposition bzw. in einem unvollständigen, weil ungehörten Sprechakt gefangen (Spivak 2008: 123, 127): »Es wird immer gesagt ›Der Osten‹ (*abfällig*), nee, wir haben uns dazu nicht gemacht«, ärgert sich Doris Jung über die etablierte Entwertung lokalen Wissens und dessen Unterwerfung unter eine westliche Norm. Waren die Ostdeutschen zunächst »logisch und historisch [...] nur die ›(eigenen) Anderen‹, so formierte die Diskurslogik sie zu *Subalternen*« (Kollmorgen/Hans 2011: 140, Hervh. im Orig.), bilanzieren die Soziologen Raj Kollmorgen und Torsten Hans auf Grundlage ihrer Untersuchungen zur massenmedialen Repräsentation Ostdeutschlands der Jahre 1993 bis 2008.

Die »*Trauma*«-Signifikation des Erlebten und hier Geschilderten ist allerdings nicht nur ein Ergebnis der eingetretenen Massenarbeitslosigkeitserfahrung und des Subalternisierungsempfindens. Sie speist sich ebenso – wie bereits in Ansätzen deutlich wurde – aus einer außergewöhnlich identitätsstiftenden Verklammerung der Arbeiter*innenschaft mit den sogenannten »volkseigenen Betrieben« in der DDR, einer raschen Entsolidarisierung zwischen den Menschen sowie einem bisher ungekannten Individualisierungsdruck post 1990 (Mau 2019: 38). Die in der bereits angemerkt Körpermuttermetaphorik zutage tretenden Verletzungs- und Vergewaltigungsempfindungen können auf das Kollektiv des sozialistischen Betriebs bezogen werden, in dem der*die Einzelne aufging.¹² So wird verständlich, warum gerade der betriebliche Untergang als individuelles und kulturelles – »Wir« – Trauma gefasst wird:

Aber die Ernüchterung kam ja ganz schnell, [...] dass die Arbeitslosigkeit dann kam, dass die die Betriebe plattgemacht haben, dass die alles aufgelöst haben, alles ausgeräumt haben und diese komischen Leute, die unsere Betriebe fast verschenkt hatten. Wir hatten ja herrliche Betriebe, die wirklich auch gute Sachen produziert haben und das war doch für die [Westdeutschen] alles scheiße, der Ossi ist Mist. Dabei haben die unsere Strumpfhosen gekauft und die

12 Hierzu siehe auch Brinkmann (2008: 7–10).

haben unsere Kühlschränke genommen, das war alles unsere Produktion, es war schon schof-lig, was sie mit uns gemacht haben. Margarethe Peters

In der Erinnerung der 78-jährigen Margarethe Peters tritt die enge Verzahnung zwischen Mensch, Arbeitskollektiv, Betrieb und damit ›Lebensleistung‹ eindrücklich hervor. Die Propaganda eines vermeintlichen ›Volkseigentums‹ – »unsere Betriebe«, »unsere Kühlschränke«, »unsere Produktion« – setzt sich bis in die Gegenwart fort. Ein Angriff auf den ›Volkskörper‹ durch Betriebsauflösungen und -schließungen der Treuhand (›komische Leute‹) schlägt – weil das Kollektiv betreffend – als körperlicher Schmerz, als Herabsetzungs- und Ausbeutungserleben (›der Ossi ist Mist‹) bis zum einzelnen Subjekt durch. *Unsere Lebensleistung*, so könnte es heißen, und damit die des Einzelnen wurden quasi über Nacht »plattgemacht«. Die Bilanz der Nachwendejahre stellt sich ernüchternd dar: ›Ostdeutsche‹, kollektive Lebensleistung nach 40 Jahren Sozialismus der Wertschätzung entzogen, »entsorgt«, für einen »Appel und ein Ei« (Doris Jung) verhökert und das auch noch von Treuhandakteur*innen der ›dritten, vierten Garnitur Westdeutscher‹, eben nur vermeintlicher ›Glücksritter‹ (Andreas Richter) oder »Möchtegerneinstеins« (ebd.). So trat neben den Verheißenungen des kapitalistischen Systems sodann die ›hässliche‹ Seite des Januskopfes ›Wende‹ auf den Plan – Arbeitslosigkeit und damit Lebensweltverlust –, die das ›Kollektiv‹ verspätet realisierte: »[W]ir kannten dieses kapitalistische System bloß aus dem Lehrbuch, ne? Wir haben es ja nicht erlebt«, resümiert Doris Jung stellvertretend für einen ehemaligen Kollektivkörper und entschuldigend für die ›Opfer-Rolle‹, in der sie sich wähnt (vgl. auch Kapitel 4.4, S. 143). Mit dem Wohlstand bzw. an seiner statt stellte sich auch eine neue Bedrohung ein, die der*die Einzelne zu DDR-Zeiten kaum zu fürchten und zu bearbeiten brauchte. Im Gegenteil, »die Arbeit, das war wie ein Zuhause«, schwärmt Doris Jung noch heute über ein offenkundig als familiär und beständig wahrgenommenes, aber vergangenes Arbeiter*innenleben.

Aber nicht nur Vollzeiterwerbstätigkeit und eine kontinuierliche Erwerbsbiografie der Menschen – ein »politisch-institutionell verbürgte[s] Recht auf und der politisch gegebenenfalls erzwungenen Verpflichtung zur ›Werktätigkeit‹« (Vogel 1999: 22) – bildeten in der DDR normative Orientierungspunkte für die Gestaltung des Erwerbslebens (ebd.). Das Erwerbsleben war ebenso durch eine enge Verknüpfung von Arbeit und Leben charakterisiert. Die Arbeit und das Kollektiv – die Arbeitsgesellschaft – umspannten einen derart großen Teil der Existenz, dass ihr Verlust im vereinigten Deutschland das Ungerechtigkeitsgefühl nährte, Lebensleistung und damit auch Sinnstiftung aberkannt bekommen zu haben. Vereinfacht formuliert, bedeutete zu leben, arbeiten zu gehen, und arbeiten zu gehen bedeutete, am Leben, am Kollektivkörper (Betrieb) teilzuhaben. Das Interesse des Individuums wurde den Interessen des Kollektivs untergeordnet. Heike Richter, Ehefrau des Altenpflegers Andreas Richter, die zufällig zum Gespräch hinzukam, bemühte angesichts dieser Gemengelage das Adjektiv »tot« und ließ erkennen, dass mit der Schließung ehemaliger DDR-Betriebe, die den organischen Rahmen – ›den Leib‹ – für Arbeit und das Kollektiv stellten, Lebensfunktionen erloschen sind. Ein nicht unerheblicher vitaler – sozialer – Teil in Form von Identitäts- und Sinnvorstellungen offenbart sich hier als mit den Betriebsschließungen abgestorben: »99 % der Textilindustrie in Sachsen und Thüringen [wurden] tot gemacht« (Heike Richter). Der betriebliche, sozialistische Kollektivkörper ist nach der Wende in seine Bestandteile, in *Individuen*, zerfallen,

die – um in dieser Metaphorik zu bleiben – ohne den gewohnten ›versorgenden Körper‹ erst ›lebensfähig‹ werden und *lernen* mussten, wie es später heißen wird.¹³ Gerade die Betriebe waren das Zentrum von Daseinsvorsorge und Lebensorganisation in der DDR; sie bildeten einen Kristallisierungspunkt des gesellschaftlichen Lebens (Vogel 1999: 24–28):

Die Menschen verloren nicht nur ihre Arbeit, sondern auch soziale Beziehungen und sozialen Zusammenhalt, der größtenteils über die Arbeit gestiftet und gefestigt worden war. Es gab fast nichts, was nicht mit der Arbeit im engsten Zusammenhang stand: Einkommen, Freizeit, Urlaub, Gesundheitsvorsorge, Krankenbetreuung, Kultur, Rentnerbetreuung, Freundschaftsbeziehungen, Liebe und Sexualität, Feierkultur, Kinderbetreuung. Der Wertehorizont ist hier wesentlich geprägt worden. (Kowalcuk 2019: 144)

Der ›totale‹, weil allumfassende und überwachende Betrieb und die mit ihm verbundene Arbeit bedeuteten also nicht nur Erwerbs sicherung, sondern wesentlich soziale Unterstützung, Gemeinschaft und Leben; ein Raum, der in der Retrospektive verklärt wahrgenommen wird. So setzte die Wende nicht nur individuelle sozioökonomische Problemlagen in Gang, sondern läutete auch das Ende eines organischen Arbeiter*innen-Gewebes – einer »Not-Schicksalsgemeinschaft« (Köpping 2018: 94, auch Kollmorgen 2008: 19) – ein. »[D]ie Gemeinschaft fehlte dann einfach« bestätigt Doris Jung und zeigt den – zumindest retrospektiv geschätzten – Zusammenhalt und die solidarischen Bündnisse durch die Betriebe nochmals an, die das sich individualisierende Alltagsleben der Menschen nach der Wende vermissen ließ.

Und so scheint das ›Schicksal der Ungerechtigkeit, eine Form der Visktimisierung, bis in die Gegenwart besiegt zu sein: »Ich sage nur, wie lange hat es gedauert, bis die Renten angegliedert wurden? Ich sage nur, wie lange dauert es noch, bis verschiedene Industriezweige so einen Verdienst wie im Westen haben?«, fragt sich nicht nur Andreas Richter noch im Jahr

¹³ Die Auflösung und der Verkauf volkseigener Betriebe malträtierten also den Kollektivkörper, schrieben sich nachhaltig in die einzelnen Subjektkörper ein und werden noch immer als Schädigung (›die haben uns ausgeblutet‹) erinnert. Wie Foucault bemerkte, sind auch Körper politisch unterworfen und stehen »unmittelbar im Feld des Politischen« (Foucault 1994: 37). Hier zeigt sich exemplarisch, wie sich Machtverhältnisse in Körper einschreiben, wie sie ihre »Hand auf ihn« legen; ihn »umkleiden«, ihn »dressieren«, ihn »martern«, »zwingen« zu arbeiten, wie sie ihn zu Zeremonien »verpflichten [...] [von ihm Zeichen] verlangen [...]« (ebd.). Die politische Besetzung des Körpers ist dabei an seinen ökonomischen Nutzen gebunden: »[Z]u einem Gutteil ist der Körper als Produktionskraft von Macht- und Herrschaftsbeziehungen besetzt«, führt Foucault weiter aus (Foucault 1994: 37). In dieser Weise hielten die einzelnen ›Körper‹ das DDR-System, den Produktionsapparat, den ›Organismus‹ am Funktionieren und damit am ›Leben‹. Das System schrieb sich in die Menschen ein, es formierte sie zu loyalen Arbeiter*innen, die im Arbeitskollektiv – als ›politische[...] Technologie des Körpers‹ (ebd.: 42) – systemreproduzierend Wertschätzung und Solidarität erfuhren. Dem (widerständischen) Individuum wurde Anerkennung jedoch vorenthalten, was die traumatischen Effekte beruflicher Desintegration nach 1990 in einem individualisierten System ohne Kollektiv nochmals hervorhebt. Die Kollektivsymbolik von der DDR oder ›dem Osten‹ als organischer Körper wurde darüber hinaus auch in den 1990er-Jahren medial (re-)produziert, in der zumeist der ›Westen‹ den ›Osten‹ am Leben erhielt, so z.B. in dem sprachlichen Bild, dass der ›ostdeutsche Körper‹ nicht gesund sei, sondern am »westdeutschen Finanztropf« (Hickel 2001: 1245) hänge.

2020. »[D]as ist schlimm, dass es jetzt noch immer so ist, dass die für die gleiche Arbeit mehr bekommen als die Leute hier«, fährt auch Doris Jung fort, die hier auf erhebliche regionale Lohnspreizungen in der Altenpflege und prekäre Verhältnisse in der sächsischen Pflegebranche rekurriert.¹⁴ Die Verträge, die die sächsischen Pflegeverbände mit den Pflegekassen abschließen, sind im Alltag der Pflegekräfte, mit denen ich im Gespräch war, als die schlechtesten deutschlandweit verrufen:

Wir reden nach dreißig Jahren immer noch über die Angleichung. Leute, wir machen die gleiche Arbeit, da ist nichts anders, es ist überhaupt nichts anders. Und wir werden viel schlechter vergütet, werden viel schlechter gestellt. Sachsen hat die schlechtesten Verträge mit den Krankenkassen, warum? Warum? Doris Jung

Dabei ist bemerkenswert, dass Pflegekräfte mit *und* ohne DDR-Sozialisation die Faktizität und die Erzählung einer (zu) niedrigen Entlohnung im Altenpflegesektor – in Relation zu den Kolleg*innen in den ›alten‹ Bundesländern gesetzt – und ein damit erneut aufkeimendes *Ungerechtigkeitserleben* an mich herantrugen.¹⁵ »Und dann werden wir ja für den Stress auch noch viel schlechter bezahlt als die in Westdeutschland«, bestätigt die 31-jährige Vanessa Thamm. Dass ich also dem Ungerechtigkeitsnarrativ und dem binären Denkmuster (›Wir‹ und die ›Westdeutschen‹) wiederkehrend und ebenso deutlich in der Begleitung jüngerer, nicht direkt in der DDR sozialisierter Pflegekräfte begegnete, vermittelt einen Eindruck, wie eine kollektive Geschichtswahrnehmung über Erinnerungspraktiken auch an nachfolgende Generationen tradiert werden kann. Obschon sich Menschen selbstverständlich in pluralen Sinnhorizonten verorten, deren Narrative sich überlagern und durchkreuzen (Assmann 2018: 22–23, 61), zeigen sich dennoch Spuren eines wirkmächtigen Gewebes zwischen der ›jüngeren‹ Pflegegeneration und der ostdeutschen Erinnerungsgemeinschaft mit dem konturierten Wendeungerechtigkeitserleben.¹⁶ Assmann zufolge partizipiert ein Individuum an den Erinnerungen und dem Gedächtnis von drei bis vier (Familien-)Generationen (Assmann 2018: 22, 25). In dieser Zeitspanne laufen die kollektiven Gedächtnisse als Schatten mit der Gegenwart mit und werden durch Interaktion und Kommunikation aufrechterhalten (ebd.: 28). Der informelle, gegenseitige – intendierte oder beiläufige – Austausch, der »memory talk« oder das »conversational remembering« (Welzer 2001: 16) in Familien oder Nachbarschaften, unter Bekannten und Freunden hält die Vergangenheit in Gesprächen gegenwärtig und macht die Menschen zu »geschichtlichen Wesen« (ebd.). Die Generationen können so auch übergreifend eine »Erfahrungs-, Erinnerungs- und Erzählgemeinschaft« (Assmann 2018: 25) abbilden; (konstruierte) Erzählungen, Schicksale und Erfahrungen sind

¹⁴ Siehe Kapitel 2.2.; Seibert/Carstensen/Wiethölter (2018: 4); Fuchs et al. (2018: 42–43).

¹⁵ Hierbei verbleiben das historische Gewordensein, eine schwächere Liquidität aufseiten der sächsischen bzw. ostdeutschen zu Pflegenden – als Schatten der DDR-Vergangenheit –, die die Grundlage der Lohnbildung und so auch für mögliche höhere Pflegeleistungspreise darstellen, unerwähnt.

¹⁶ Zu intergenerationalen Trägheitseffekten der Mentalitätsentwicklungen in Ostdeutschland siehe auch Alheit/Bast-Haider/Drauschke (2004) und Alheit (2005).

dann intergenerational und historisch verflochten.¹⁷ Das Individuum ist demnach als in breite ›Gedächtnishorizonte‹ verstrickt zu verstehen, es bewegt sich

immer schon in sehr viel größeren Zeithorizonten, die in Vergangenheit und Zukunft weit über die Spanne der eigenen Erfahrungen hinwegreichen. Das Gedächtnis des Individuums umfasst deshalb weit mehr als den Fundus unverwechselbar eigener Erfahrungen; in ihm verschränken sich immer schon individuelles und kollektives Gedächtnis. (Assmann 2018: 22–23)

Folglich sind soziale Akteur*innen mit kollektiven Gedächtnissen verknüpft, von deren Erfahrungen sie durchwirkt sind und die auf die eigene – fluide – Identität¹⁸ einwirken können (ebd.: 21); sind es doch nicht zuletzt auch kulturelle Traumata, die mehrere Generationen überdauern können (Sztompka 2004: 162).

Über den Weg der Erinnerungspraktiken, so lässt sich nun schlussfolgern, ist unter den Sprecher*innen eine historische Erfahrungsgemeinschaft entstanden, deren Erleben sich durch kollektive Deutungen und deren affektive Aneignung in »Mythen« (Assmann 2018: 40) verwandelt hat. Es handelt sich zudem um eine Geschichte, die mit den Augen einer sich verfestigenden Identität gesehen, ›gemacht‹ und angeeignet wird, die Vergangenheit in der Gegenwart präsent hält und so um eine andauernde Bedeutung, der »eine Orientierungskraft für die Zukunft« (ebd.) abgewonnen wird. Bereits der Historiker Ernest Renan sprach über eine solche Wirkmächtigkeit eines einst geteilten Leides für kollektive – nationale – Gedächtnisse:

17 Assmann rekurriert in ihren Ausführungen auf den Soziologen und Gedächtnisforscher Maurice Halbwachs, der von einem ›kollektiven Gedächtnis‹ spricht und damit ein soziales Gedächtnis anspricht, das sich nicht durch mystische Teilhabe, sondern durch gegenseitiges Vergegenwärtigen und wechselseitiges Erzählen herausbildet (Assmann 2018: 29; vgl. Halbwachs 1991: 1–33), d.h. immer schon sozial gestützt ist. Damit trägt Halbwachs der »überzeitliche[n] Wirkmacht von Bildern und Symbolen und ihre[r] historische[n] Konstruiertheit« (Assmann 2018: 31) Rechnung. Das individuelle Gedächtnis verwebt sich im Raum des Sozialen mit Erinnerungen anderer, wodurch es über die eigens gemachten Erfahrungen hinauswächst und Fremdes integriert. Über diesen Weg wird dies zum neuen eigenen, wobei die Grenzen zwischen dem eigens Erfahrenen und dem Nachempfundenen oder Gehörten verschwimmen. Damit sind »wir nie ausschließlich Zeitgenossen unserer eigenen Epoche [...], sondern [können] auch das Erfahrungskapital früherer Zeiten nutzen und das Wissen und Können früherer Menschheitsstufen kritisch reflektieren« (ebd.: 60–61). Dennoch bleiben es Individuen, die sich als Mitglieder einer Gruppe erinnern, sodass ein ›kollektives Gedächtnis‹ immer schon im Plural zu denken ist: »Wir würden sagen, jedes individuelle Gedächtnis ist ein ›Ausblickspunkt‹ auf das kollektive Gedächtnis; dieser Ausblickspunkt wechselt je nach der Stelle, die wir darin einnehmen, und diese Stelle selbst wechselt den Beziehungen zufolge, die ich mit anderen Milieus unterhalte« (Halbwachs 1991: 31).

18 Im Anschluss an Hall denke ich den Begriff der ›Identität‹ als einen *Prozeß der Identifizierung*, also als etwas, »das sich mit der Zeit ereignet, das niemals völlig stabil ist, das dem Spiel der Geschichte und dem Spiel der Differenz unterliegt« (Hall 1999a: 91; Hervh. im Orig.) und das eine unendliche Bewegung bzw. ein Werden einschließt (Friesz 1998: 29). Damit existiert »keine Identität [...] ohne eine dialogische Beziehung zum Anderen« (Hall 1999a: 93); eine Identität außerhalb von Repräsentation und Diskurs, die Vorstellung, »daß es uns gibt und dann die Sprache« (ebd.: 94) bilden eine Illusion.

In der Vergangenheit ein gemeinsames Erbe von Ruhm und Reue, für die Zukunft ein gemeinsames Programm; gemeinsam gelitten, gejubelt, gehofft zu haben – das ist mehr wert als gemeinsame Zölle und Grenzen, die strategischen Vorstellungen entsprechen. [...] Ich habe soeben gesagt: »gemeinsam gelitten zu haben«. Jawohl, das gemeinsame Leiden verbindet mehr als die Freude. In den gemeinsamen Erinnerungen wiegt die Trauer mehr als die Triumphe, denn sie erlegt Pflichten auf, sie gebietet gemeinschaftliche Anstrengungen. (Renan 1995: 56–57)

»[G]emeinsam gelitten zu haben« und »gemeinschaftliche Anstrengung« (ebd.), so verkündet auch Doris Jung, schmiedeten und konstruierten nicht nur nach, sondern auch vor 1990 das Bündnis einer ›ostdeutschen Erinnerungsgemeinschaft‹ bzw. ein kollektives Gedächtnis: »Wir haben uns doch alle gegenseitig die Ohren voll geklagt [z.B. über die Staatsicherheit, die Planerfüllung, den Mangel], jeder in seiner Abteilung. Aber wir konnten nichts dagegen tun, wir haben uns verbündet, [...] indem wir uns gegenseitig geholfen haben und so weiter«. Es formierten sich somit eine homogenisierende ›Wir-Identität‹, ein nationaler Mythos und auch ein (National-)Stolz, der zugleich von der SED-Herrschaft protegiert wurde (Poutrus/Behrends/Kuck 2000: 7–8). Mit Benedict Anderson kann hier von einer ›Imagined Community‹ (Anderson 1983) gesprochen werden, die dazu tendiert, das Eigene kritiklos zu überhöhen, die eine exklusive Identifikation erzeugt und die bis heute gegen andere mobilisiert und verteidigt werden kann. Der Imperativ, unter dem die Erinnerung der ›Verlierenden‹ steht, ist äußerst wirkmächtig (Assmann 2018: 65, 81); er weist in die Zukunft, verfestigt nationale Identität und Opferbewusstsein und immunisiert gleichsam gegen die Erfahrungen anderer Opfer. »Eine Nation [hier: die ›ostdeutsche Erinnerungsgemeinschaft‹, M. R.] ist also eine große Solidargemeinschaft, getragen von dem Gefühl der Opfer, die man gebracht hat, und der Opfer, die man noch zu bringen gewillt ist« (Renan 1995: 57), heißt es bei Renan weiter.

So ist – ob direkt betroffen oder nicht – über all die Nachwendejahre ein imaginiertes Kollektiv gewachsen, das sein Schweigen zu einer Zeit brach bzw. sein Murmeln lauter werden ließ und verstaubte Solidaritätsbande in verstellter Form erneuerte, als die bundesweite Verteilung zunehmend mehr geflüchtete Menschen vom Jahr 2015 an in Sachsen platzierte. Auf die ›Identitätsentwurzelten‹ bzw. -verunsicherten und -suchenden, die von der Vergangenheit Besessenen (Burke 1993: 297) sowie auf ein beständig grämendes Ungerechtigkeitserleben und verbarrakierte Affekte von Schmach und Versagen traf die Figur des*der Geflüchteten. Die Frage, warum ausgerechnet sie die eingedöste Erinnerungsgemeinschaft unsanft weckte und eine krude affektgeladene Politisierung erzeugte, soll den Fortgang dieser Ausarbeitungen anführen. In diesem Zusammenhang wird das Phänomen zunächst mit psychoanalytischem Instrumentarium betrachtet, wofür die Perspektiven Sigmund Freuds den Ausgangspunkt darstellen.